

Predigttext: Markus 10, 35-45

Judika, 3. April 2022, in der Stadtkirche St. Marien zu Borna
von Pfr. Dr. Reinhard Junghans

Da gingen zu ihm Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, und sprachen zu ihm: Meister, wir wollen, dass du für uns tust, was wir dich bitten werden. Er sprach zu ihnen: Was wollt ihr, dass ich für euch tue? Sie sprachen zu ihm: Gib uns, dass wir sitzen einer zu deiner Rechten und einer zu deiner Linken in deiner Herrlichkeit. Jesus aber sprach zu ihnen: Ihr wisst nicht, was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke, oder euch taufen lassen mit der Taufe, mit der ich getauft werde? Sie sprachen zu ihm: Ja, das können wir. Jesus aber sprach zu ihnen: Ihr werdet zwar den Kelch trinken, den ich trinke, und getauft werden mit der Taufe, mit der ich getauft werde; zu sitzen aber zu meiner Rechten oder zu meiner Linken, das zu geben steht mir nicht zu, sondern das wird denen zuteil, für die es bestimmt ist.

Und als das die Zehn hörten, wurden sie unwillig über Jakobus und Johannes. Da rief Jesus sie zu sich und sprach zu ihnen: Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an. Aber so ist es unter euch nicht; sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein; und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele. Aber so ist es unter euch nicht; sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein; und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein.

Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele.

Liebe Gemeinde,

können Sie die beiden Jünger Jakobus und Johannes verstehen? Beide setzten sich für Jesus ein und nun wünschen sie sich eine Anerkennung. Natürlich engagierten sie sich nicht für Jesus, um am Ende eine Anerkennung zu bekommen. Aber wer nur arbeitet und erhält keine Anerkennung, ist doch am Ende auch enttäuscht.

So sollten wir das Ansinnen von Johannes und Jakobus beiden nicht allzu übelnehmen. Es entspringt einfach menschlicher Eitelkeit. Die Aufregung der anderen Jünger hat vielleicht auch etwas mit dem versteckten Wunsch zu tun, selbst zur Rechten und zur Linken Jesu sitzen zu wollen. Ein gewisses Machtgerangel hat sich bis heute in der Kirche erhalten. Manchmal lebt es heftig auf und dann leiden viele darunter, manchmal kann man auch über kirchliche Eitelkeiten nur schmunzeln. Menschen sind eben wir Menschen sind. Da spielt es keine Rolle, ob sie ihre Charaktere im Sportverein, im Kommunalparlament oder eben in der Kirche auf ihre spezielle Weise entfalten.

Jedoch wünscht sich Jesus für seine Anhänger einen anderen Umgang miteinander, als den die Welt unter sich pflegt. Das Machtgerangel in der Welt beschreibt Jesus folgendermaßen: „Ihr wißt, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an.“ Die Aussage Jesu wirkt sehr ernüchternd, als sei es ein ewiges Gesetz. So laufe eben die Welt ab. Etwas daran zu ändern, mache keinen Sinn, weil es am Ende sowieso wieder darauf hinausläuft. Aber so richtig wollen wir uns damit nicht abfinden. Warum sollen die Mächtigen dieser Welt ihr Recht durchdrücken und damit viel Leid über die Menschen bringen dürfen? Da

muss es doch einen Ausweg geben! Man kann sich doch nicht einfach so der Gewalt in dieser Welt ergeben und alles Hoffen auf Frieden und Gerechtigkeit als wirklichkeitsfremde Wünsche abtun. Diese Haltung erlangt gerade eine hohe Aktualität.

Die antike griechische Philosophie der Stoiker sah die Dinge der Welt sehr gelassen. Was regst du dich auf, wenn du weißt, wie die Dinge ablaufen? Das ist doch dann nur verschwendete Energie. Aber wir wollen die Dinge nicht so gelassen sehen, sondern versuchen zu ergründen, welche Energie hinter den Worten Jesu steckt.

Als die Christenheit in ihren Anfängen manche harte Verfolgung durch Staatsgewalt erleiden musste, konnte sie sich dennoch ausbreiten. Die Christen unternahmen keinen Putschversuch, bauten keine politische Gegenmacht auf; man erlitt die Gewalt und betete und hoffte auf eine bessere Zukunft.

Die bessere Zukunft brach an. Es gab keine gewaltsamen Verfolgungen mehr. Christen übernahmen wichtige Staatsämter und waren mit der Macht verquickt. Bedrohte Christen im Vorderen Orient riefen um Hilfe, als sich der Islam mit seinen Kriegsheeren ausbreitete. Man kam in den Kreuzzügen zu Hilfe und spielte die Rolle des Mächtigen und wurde somit selbst zum Unterdrücker. Am Ende mussten nicht nur die christlichen Herrscher ihre Machtpositionen räumen, sondern auch die einfachen christlichen Gläubigen.

In Nordafrika – eine Hochburg des Christentums – gaben viele Christen dem politischen und wirtschaftlichen Druck der islamischen Herrscher nach. Die politischen Ideologien in Deutschland trieben ebenfalls viele Menschen aus der Kirche. Viele Menschen fasziniert der Wohlstand mehr als das Leben im Dienst an den eigenen Mitmenschen.

Politische Macht und christlicher Glaube ist manche Verbindung im Laufe der letzten zwei Jahrtausende eingegangen. Man sollte von vornherein nicht alles gleich negativ sehn. Schließlich wurden vor Wien 1529 und 1683 türkische Belagerungen zurückgeschlagen. Ansonsten würden wir vielleicht jetzt nach Mekka blicken, um zu beten, und Demokratie wäre für uns ein Fremdwort. Ein Machtvakuum begünstigt in der Regel chaotische Zustände, die auch keinen Frieden ermöglichen. Der sinnvolle Gebrauch von Macht im christlichen Sinne bleibt nach wie vor eine große Herausforderung. Jedoch bleibt der Missbrauch des christlichen Glaubens, um politische Macht auszubauen, ein trauriges Kapitel der Christenheit. Allzu oft sind dabei Frieden und Gerechtigkeit auf der Strecke geblieben.

Nicht nur weltliche Machtstrukturen haben dem christlichen Glauben zu schaffen gemacht, sondern auch Machtstrukturen innerhalb der Kirchen. Für die Glaubwürdigkeit der Kirche gab es zum Glück immer wieder überzeugte Christen und Christinnen die tätliche Gewalt abgelehnt haben, um das Evangelium zu verkündigen. Sie versuchten Jesu Wort zu leben: „Wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein; und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein.“ So verdanken wir unser Christsein den iro-schottischen Mönchen, die wie Bonifatius im 8. Jahrhundert unsere Gegend hier durchwanderten und unseren Vorfahren ohne Schriftkultur den christlichen Glauben und Bildung brachten. Auch anderswo in der Welt waren es vor allem einfache Männer und Frauen, die ihren Mitmenschen ein Diener sein wollten und dabei von der guten Botschaft des barmherzigen Gottes erzählt haben. Obwohl sich christlich nennende, aber faktisch doch recht weltliche Machtstrukturen ausbreiteten und für manche Glaubensirritation sorgten, so vertrauten doch viele auf das, was ihnen gute Christinnen und Christen als Dienerinnen und Diener für andere vorgelebt hatten. Das gilt heute noch genauso.

Seit den Anfängen der Christenheit gehörte der Dienst an Kranken und Gefangenen sowie an Witwen und Waisen zur Frömmigkeit dazu. Unser heutiger Sozialstaat wäre nicht vorstellbar, wenn nicht immer wieder Christinnen und Christen nach dem Dienst an den einfachen Menschen gefragt hätten, wenn nicht engagierte Christinnen und Christen die Gerechtigkeit Gottes hier auf Erden ein Stück versucht hätten umzusetzen.

Es ist eine schwierige Aufgabe, seinem Mitmenschen ein guter Diener zu sein. Da will man jemand helfen, aber der will gar keine Hilfe annehmen. Da erwartet jemand Hilfe, aber man ist selbst gerade unten am Boden und bräuchte eigentlich selbst Unterstützung. Da half man nun jemand, aber der ist darüber völlig unzufrieden, weil er sich alles anders vorgestellt hatte. Dennoch ist der Weg des Dienstes aneinander, der einzige Weg, der die Chance auf einen dauerhaften Frieden und auf Gerechtigkeit untereinander hat.

Wenn ich dem anderen dienen will, muss ich mich mit seinen Wünschen und Vorstellungen auseinandersetzen, damit ich ihm auch zielgerichtet helfen kann. Wenn ich über einen Menschen herrschen will, brauche ich das nicht. Da entsteht auch kein konstruktiver Dialog zwischen Menschen, der neue Gesichtspunkte entwickelt, der neue Wege geht, der neues Leben entfaltet.

Wer einem Menschen in guter Weise gedient hat, macht die Erfahrung, dass nicht nur er der Gebende ist, sondern auch der Nehmende. Ein guter Dienst aneinander beruht auf gegenseitiges Geben und Nehmen.

Wer die Aufforderung Jesu, einander zu dienen, nur oberflächlich aufnimmt, wird irrtümlicherweise Selbstlosigkeit in den Vordergrund rücken. Natürlich wird es beim Dienen auch darum gehen, ein Stück von sich selbst aufzugeben, damit andere etwas bekommen können. Jedoch ist es eben ein gegenseitiger Prozess, bei dem am Ende wieder etwas zurückfließt und wenn es auch über zehn Ecken geschieht.

Können Sie sich eine Partnerschaft vorstellen, in der einer immer nur gibt und der andere immer nur nimmt? Irgendwann ist der eine ausgelaugt und sein Interesse an der Partnerschaft läuft gegen Null. Wenn Geben und Nehmen in einem guten Gleichgewicht bleiben, dann haben beide ihr Leben lang Freude daran.

Nicht viel anders ist es auch im Großen, wenn die Mächtigen nur diktieren und am Ende nehmen wollen, dann haben die Schwachen kein Interesse an solch einer Zusammenarbeit. Wer kann es ihnen auch verdenken? Irgendwann werden sie sich wehren und wenn ihnen auch nur Verzweiflungstaten einfallen. Wer Frieden und Gerechtigkeit in dieser Welt oder im Kleinen in der Familie durchsetzen will, sollte dem anderen in erster Linie ein Diener sein.

Diener sein, heißt nicht, willenloser Befehlsempfänger zu sein. Ein guter Dienst beruht auf Freiwilligkeit. Nur wenn jemand mit seinem Herzen hinter seinem Dienst steht, wird er segensreich wirken können. Dieser Dienst wird den Glaubenden durch bereichernde, aber auch nachdenkliche Erfahrungen führen. Durch die Taufe verheißt uns Gott seine Segensenergie. Dadurch leitet uns Gott auf unserem Lebensweg auch dann, wenn sich schweres Leid auftut.

Zum Glück müssen wir weder die Welt noch die Menschheit durch unseren Dienst oder durch unser Leid retten. Jesu hat dieses Leid auf sich genommen. So sagt er von sich: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele.“ So macht uns Jesus frei, unsere Aufgaben, unseren überschaubaren Dienst vor Ort anzunehmen. Es ist weniger entscheidend, wie groß dieser oder jener Dienst ist und wie viel Anerkennung es dafür gibt, als vielmehr, dass unsere Mitmenschen in uns eine gute Dienerin bzw. einen guten Diener entdecken. Diese Entdeckung sollten unsere Ehepartner und

Kinder ebenso machen können, wie unsere Freunde oder unsere Nachbarn von Nebenan, als auch die Nichtchristen in unserem Umfeld oder die Armen und Entrechteten in dieser Welt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus!

(Philipper 4, 7)